



dot
books

PHILIPPA CARR

Die venezianische Tochter

Roman

Wolken, die der heftige Südwestwind vor sich hertrieb.

Es war ein schöner Tag gewesen. Wir waren durch den Wald geritten, in dem ein paar Eichen und Weißbuchen immer noch Blätter trugen. Bald würden sie ganz kahl sein, und ihre Zweige würden vor dem hellen Himmel kunstvolle Muster bilden. Wir ritten über braune Felder, in denen ein zarter Hauch von Grün anzeigte, daß der Weizen aufgegangen war. Bald würde der Winter und damit das Weihnachtsfest kommen. Die meisten Blumen waren verschwunden, nur gelegentlich blühte noch ein Ginsterstrauch. Leigh zeigte ihn uns vergnügt und erinnerte an das alte Sprichwort, daß man die Mädchen küssen soll, wenn der Ginster blüht – also das ganze Jahr hindurch. Ab und zu sang ein Vogel, aber es klang traurig. Eine Amsel flötete ein paar Töne und schwieg dann, als wäre sie über das Ergebnis enttäuscht. Im Wald hörte ich einen Specht, der uns beinahe auszulachen schien.

Ja, dachte ich, in der Luft liegt eine Warnung. Der Winter kommt – vielleicht wird es ein strenger Winter, weil es so viele Beeren gibt; es heißt ja, daß die Natur dadurch Vorsorge für ihre Kinder trifft.

Als wir bei einem Wirtshaus haltmachten, half Edwin Christabel beim Absitzen, und ich fand, daß er ihre Hand länger als notwendig hielt, Edwin war anscheinend in Hochstimmung, aber ernst; Christabel strahlte.

O ja, ich sah Schwierigkeiten voraus.

Als wir durch den Wald zurückkehrten, ritt ich ihnen absichtlich davon. Es war eine Art Spiel, und bis jetzt hatten sie mich noch jedesmal eingeholt. Diesmal taten sie es nicht, so daß ich allein zu Hause ankam. Ich hatte keine Lust, hineinzugehen, sondern wollte über alles nachdenken. So kam es, daß ich mich um diese Zeit im Garten aufhielt.

Meine Eltern würden bald zurückkommen, denn sie blieben nie lang bei Hof. Meine Mutter haßte es, lange von zu Hause abwesend zu sein. Überdies war bald Weihnachten, und sie mußte ihre Vorbereitungen treffen. Für gewöhnlich hatten wir während dieser zwölf Tage das Haus voller Gäste. Ich fragte mich, wer es diesmal sein würde. Da Edwin und Leigh zu Hause waren, würden sicherlich die Merridews und die Eghams kommen.

Auf Weihnachten freute ich mich. Da gingen wir in den Wald und brachten Stechpalmenzweige und Efeu nach Hause. Damit schmückten wir die Halle; die Weihnachtssinger und die Masken kamen; es gab heißen Punsch und üppigen Braten. Jeder schenkte jedem etwas – wunderbare Überraschungen und auch ein paar Enttäuschungen; wir tanzten, veranstalteten Gesellschaftsspiele, vor allem spielten wir im ganzen Haus Verstecken. Diesmal würden Christabel, Edwin und Leigh das alles mitmachen.

Einerseits sehnte ich mich danach, daß meine Mutter bald nach Hause käme, andererseits war ich froh darüber, daß sie noch in London blieb. Wenn sie wieder da war, würde die ganze Affäre bald ein Ende haben. Vielleicht würde sie Christabel fortschicken. Wohin? Zurück in das düstere Pfarrhaus? Christabel hatte es mir so anschaulich beschrieben; mich hatte ein Schauer überlaufen, wenn sie von der Kälte sprach; ich hatte das geschmacklose Stew auf meiner Zunge gespürt; meine Knie hatten infolge der langen Gebete geschmerzt. Ich hatte Christabel ins Herz geschlossen und bekam Angst, daß man sie wieder dem Elend aussetzen würde.

Ohne es zu bemerken, war ich zu dem Blumenbeet gekommen, bei dem es spukte. Ein düsterer Ort – aber nur wegen der Assoziationen, die er weckte. In Wirklichkeit war er

schön. Ein paar späte Rosen blühten noch, die die Winterkälte und der Wind entblättern würden. Jenseits des Rosenbeetes standen Büsche, und mir fiel auf, daß sie wahrscheinlich am Entstehen der Spukgeschichten schuld waren. Sie wirkten im wechselhaften Mondlicht unwirklich, und man konnte sich leicht einreden, daß in ihrem Schatten Gespenster lauerten.

Plötzlich hörte ich zwischen den Büschen ein Geräusch, das Rascheln von Blättern, das Knacken eines Zweiges. Es hätte ein Kaninchen sein können, aber irgendwie wußte ich, daß es etwas anderes war. Mein Herz klopfte wild; zwischen den Büschen befand sich etwas.

Mein erster Impuls war, kehrtzumachen und zum Haus zurückzulaufen, aber meine Neugierde war größer als meine Angst, und ich blieb stehen, starrte die Büsche an und lauschte den Geräuschen.

Stille. Die dunklen Bäume verbargen ... was? Der Mond war jetzt beinahe zur Gänze hinter Wolken verschwunden. Plötzlich befürchtete ich, daß hier übernatürliche Kräfte am Werk waren. Es würde sofort stockfinster sein, und dann würden mich geheimnisvolle Hände ins Gebüsch ziehen.

Da war sie wieder – die vorsichtige Bewegung. Jemand beobachtete mich.

Ich rief: »Wer ist da?«

Keine Antwort.

»Ich weiß, daß Sie da sind«, rief ich. »Kommen Sie heraus, sonst hole ich die Hunde.«

Unsere Hunde waren zwei rote Setter – Castor und Pollux –, die alle Menschen liebten und nur dann bellten, wenn sie um Knochen rauften.

Da sagte eine Stimme: »Ich *muß* mit Lord Eversleigh sprechen.«

Ich war sehr erleichtert, denn es handelte sich um einen Menschen, keinen Geist.

»Wer sind Sie?« fragte ich.

»Bitte holen Sie Lord Eversleigh. Ich weiß, daß er sich jetzt im Haus befindet.«

»Warum kommen Sie nicht ins Haus, wenn Sie mit ihm sprechen wollen?«

»Sind Sie seine Schwester Priscilla?«

Offensichtlich kannte der Betreffende, dessen Stimme angenehm klang, meine Familie.

»Ich bin Priscilla Eversleigh«, antwortete ich. »Und wer sind Sie? Kommen Sie heraus, und zeigen Sie sich.«

»Das ist zu gefährlich. Bitte sprechen Sie leise, und bitte, *bitte* bringen Sie Lord Eversleigh hierher.«

Ich machte ein paar Schritte auf das Gebüsch zu. Vielleicht war er ein Räuber, ein Mörder oder ein Geist; aber ich war immer schon leichtsinnig gewesen und neigte dazu, voreilig zu handeln.

Wieder hörte ich seine eindringliche Stimme. »Ja, bitte, kommen Sie unter die Bäume, es ist sicherer.«

Ich folgte dem Pfad ein Stück, und dann sah ich ihn, denn der Mond war inzwischen wieder hinter den Wolken hervorgekommen. Er trug einen Mantel, einen dunklen Filzhut und eine kurze Perücke – eine Mode, die der Bruder des Königs eingeführt hatte.

»Ich bin Jocelyn Frinton«, sagte er.

Ich hatte immer geglaubt, daß man in einem solchen Augenblick eine Vorahnung haben

müsse. Ich zitterte wohl vor Aufregung, aber nur, weil ich mich an das Gespräch beim Abendessen erinnerte, bei dem ich den Namen gehört hatte, und weil ich das Gefühl hatte, hier in unserer Abgeschiedenheit in eine Intrige verwickelt zu werden.

»Ich habe von Ihnen gehört«, antwortete ich.

»Sie haben meinen Vater ermordet und sind jetzt hinter mir her. Bitte ... Ich weiß, daß Eversleigh hier ist. Er wird mir ganz bestimmt helfen. Bitte, sagen Sie ihm Bescheid. Denken Sie daran... sprechen Sie nur mit Eversleigh ... oder mit Leigh Main, falls er sich auch hier befindet ... sprechen Sie mit niemand anderem. Es ist gefährlich ... es geht um Leben und Tod. Wenn sie mich fangen ...«

»Ich habe verstanden. Bis zum Morgen sind Sie hier in Sicherheit. Die Leute glauben, daß es an diesem Ort spukt, deshalb kommt nachts niemand hierher. Und jetzt verständige ich meinen Bruder.«

Er lächelte, und mir fiel jetzt erst auf, wie gut er aussah. Ich hatte noch nie einen so gutaussehenden Mann kennengelernt, und plötzlich wollte ich ihm um jeden Preis helfen.

Als ich ins Haus kam, sah ich, daß die anderen inzwischen eingetroffen waren.

»Wo warst du denn?« fragte Leigh. »Und was ist mit dir los? Du siehst aus, als hättest du ein Gespenst gesehen.«

»Komm herein, ich muß mit dir sprechen. Es ist sehr wichtig. Ich habe wirklich etwas gesehen.«

Leigh legte mir liebevoll den Arm um die Schultern. »Ich habe ja gewußt, daß es ein Gespenst war.«

»Gefährlicher.«

Edwin, Leigh, Christabel und ich gingen ins Schulzimmer. Kaum hatten wir die Tür hinter uns geschlossen, platzte ich heraus: »Jocelyn Frinton hält sich im Gebüsch versteckt.«

»Was!« rief Leigh.

»Er ist doch tot«, sagte Edwin.

»Nein, es ist der Sohn des Toten. Sie machen Jagd auf ihn. Als ich nach Hause kam, ging ich noch in den Garten und bemerkte, daß sich jemand zwischen den Sträuchern bewegte. Ich brachte ihn dazu, mit mir zu sprechen; er will Edwin oder Leigh sehen ... er bittet euch, ihm zu helfen. Sie haben seinen Vater umgebracht, sagt er, und ihm würde es nicht besser ergehen, wenn sie ihn fassen.«

»Gott steh uns bei!« rief Leigh. »Daran ist dieses Ungeheuer Titus Oates schuld.«

»Was sollen wir jetzt tun?« fragte Christabel.

»Wir müssen ihm natürlich helfen«, antwortete Leigh.

»Aber wie?« wollte Edwin wissen.

»Zuerst einmal müssen wir ihm etwas zu essen bringen, und dann ein Versteck für ihn finden.«

»Im Gebüsch kann er jedenfalls nicht bleiben«, warf ich ein.

»Nein«, stimmte mir Edwin zu, »aber dieser Wahnsinn wird früher oder später aufhören. Oates fängt an, sein wahres Gesicht zu zeigen. Im Lauf der Zeit wird sich das Volk gegen ihn wenden.«

»Es kann aber noch ein oder zwei Jahre dauern, bis es soweit ist«, gab Christabel zu

bedenken.

»Trotzdem müssen wir Jocelyn zunächst an einen sicheren Ort bringen«, erklärte Leigh, der immer schon ein Mann der Tat gewesen war.

»Neben der Bibliothek befindet sich die Geheimkammer, in der mein Vater während des Krieges unsere Familienschätze versteckt und sie so gerettet hat«, sagte ich.

Edwin überlegte. »Wenn man ihn entdeckt, würde die Familie in diese Angelegenheit mit hineingezogen.«

»Vater haßt die Papisten ohnehin«, erklärte ich.

»Da hast du es«, meinte Edwin. »Das Land ist gespalten. Daran ist Oates mit seinen Lügen schuld. Die Menschen machen sich Sorgen wegen der Thronfolge, es gehen Gerüchte über den Bruder des Königs und seine Religionszugehörigkeit um ...«

»Ich weiß, ich weiß«, unterbrach ihn Leigh ungeduldig, »aber inzwischen müssen wir etwas wegen Jocelyn unternehmen. Wenn sie ihn erwischen, ist es aus mit ihm. Wo können wir ihn unterbringen?«

»Wir müssen sehr vorsichtig sein«, mahnte ich. »Jasper ist ein Fanatiker. Er würde Frinton sofort entdecken, wenn er weiterhin im Gebüsch bleibt, und es ist ganz klar, wie er reagieren würde. Er hält die Katholiken für Werkzeuge des Teufels und spricht immer wieder von der großen Hure Babylon.«

»Dann kommen weder das Haus noch der Garten in Frage«, stellte Leigh fest.

»Ich weiß einen Ort!« rief ich. »Mutter zeigte ihn mir. Eine Zeitlang geht es sicherlich, denn dein Vater versteckte sich dort, Edwin, als er während des Commonwealths hierher flüchtete.«

»Gut, gut«, unterbrach mich Leigh. »Woran denkst du?«

»An die White-Cliff-Höhle am Strand. Dorthin verirrt sich kaum jemand. Sie wäre ein gutes Versteck.«

»Das ist bis jetzt der vernünftigste Vorschlag«, stellte Leigh anerkennend fest. »Nur müssen wir uns beeilen.«

Plötzlich verstummte er, legte einen Finger an die Lippen und lauschte. Dann schlich er zur Tür und riß sie auf. Carl fiel beinahe ins Zimmer herein.

Er grinste uns an. »In der Speisekammer habe ich eine Fleischpastete gesehen. Ich werde ein großes Stück für ihn abschneiden. Und Ale werde ich ihm auch bringen.«

Wir waren alle sprachlos, als uns klar wurde, wie unvorsichtig wir gewesen waren. Der Lauscher hätte ebensogut einer der Diener, unter Umständen sogar Jasper sein können.

Leigh schubste Carl liebevoll.

»Weißt du, was mit Leuten geschieht, die an Türen lauschen?«

fragte er.

»Ja«, antwortete Carl, »sie treten ein und machen mit.«

Es war nicht weiter schwierig, Jocelyn Frinton in die Höhle zu bringen. Sobald im Haus alles schlief, ritten Leigh und Edwin mit ihm hinunter. Falls jemand entdeckte, daß sie fort gewesen waren, würden die Diener die Schultern zucken und annehmen, sie seien hinter irgendwelchen Mädchen hergewesen. Jasper würde den Kopf schütteln und mit dem

Höllengefahr drohen, aber das wäre auch schon alles.

Carl hatte die Speisekammer geplündert; es war allgemein bekannt, wie gefräßig er war, und niemand, der ihn dabei erwischte, hätte sich gewundert. Christabel und ich hatten Jocelyn ein paar Decken mitgegeben.

Es war Mitternacht, als Edwin und Leigh zurückkehrten, denn bis zur White-Cliff-Höhle waren es etwa drei Meilen. Christabel und ich hatten am Fenster gesessen und auf sie gewartet. Wir hatten Carl dazu gebracht, zu Bett zu gehen, indem wir ihm versprachen, ihn zu holen, sobald Edwin und Leigh wiederkamen – falls er dann noch wach war.

»Natürlich werde ich noch wach sein«, hatte er erklärt, aber als ich um elf Uhr nach ihm sah, schlief er schon tief und fest.

»Mein Vater ist zwar im allgemeinen sehr tolerant, aber nicht den Katholiken gegenüber«, erklärte ich Christabel. »Er mag den Herzog von York nicht, denn er ist davon überzeugt, daß es zu einer Katastrophe kommt, wenn er den Thron besteigt, zu einer Revolution. Er ist unbedingt dafür, daß Monmouth als Thronerbe eingesetzt wird.«

»Was wäre passiert, wenn er Jocelyn Frinton entdeckt hätte?«

»Ich weiß es nicht. Er kannte Jocelyns Vater und wußte sicherlich, daß es sich um eine katholische Familie handelt. Aber bis vor kurzem kümmerte sich ja niemand darum. Erst als Titus Oates die Sache mit der papistischen Verschwörung aufbrachte, begannen die Leute, sich Gedanken zu machen. Wenn es zu einem Konflikt käme, würde mein Vater wahrscheinlich zu Monmouth halten, aber aus politischen Gründen. Mein Vater ist kein sonderlich religiöser Mann.«

»Das ist nicht zu übersehen«, stimmte mir Christabel zu.

»Ich weiß nicht, ob er Jocelyn ausliefern würde, aber er würde ihm bestimmt nicht helfen und auch uns daran hindern. Was Edwin tut, ist seine Sache, denn er ist erwachsen und außerdem nicht der Sohn meines Vaters. Ich weiß auch nicht, was meine Mutter tun würde. Sie hätte Angst um uns, weil wir uns in Gefahr begeben. Aber es geht vor allem um Carl. Mein Vater liebt ihn zärtlich, und Carl ist jetzt in die Sache verstrickt.«

»Es macht ihm Spaß, denn er betrachtet es als herrliches Abenteuer.«

»Wahrscheinlich war mein Vater in seiner Jugend genauso.«

»Da kannst du sicher sein.« Ihre Stimme klang wieder hart und erinnerte mich daran, wie Christabel gewesen war, ehe Edwin und Leigh heimgekommen waren.

Doch wir wurden unterbrochen, denn Edwin und Leigh ritten in den Hof. Wir lauerten ihnen auf und führten sie in mein Schlafzimmer.

»Alles in Ordnung«, berichtete Leigh. »Das war eine ausgezeichnete Idee von dir, Priscilla.«

Ich strahlte vor Freude.

»Er hat Essen für einen Tag und befindet sich in Sicherheit, vorausgesetzt, daß niemand dort ein Picknick abhalten will.«

»Ein Picknick im November, an diesem öden Ort!«

»Wie lang kann er dort bleiben?« fragte Christabel.

»Natürlich nicht allzu lange«, antwortete Edwin. »Wir müssen ein anderes Versteck finden, bevor der Winter ernstlich einsetzt.«

»Priscilla macht sich Sorgen, weil Carl in die Sache verwickelt ist«, sagte Christabel.